

(Nachdruck verboten.)

10]

Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

„Fehmarijusep!“ Wie eine Herde Schafe, vom Wolf geschreckt, flüchteten die Frauen in die Kirche. Da lagen sie auf den Fliesen und schlugen die Brust und befesten und festzten zum Steinerweichen. Sie waren ganz zerknirscht.

„Maria, Jongfrau voller Gnaden, bewahr ons!“

„Heiliger Donatus, säntig dat Ongewieder, dan kannst et! Heiliger Donatus, ech flehen dech an, laosj mein Verjcht net zo Schannen gann — se stiecht als in Mandeln!“

„Heilige Maria, Moddergotts, ech haon et net e su bees gemaant, we ech dem frech Mensch ans appliciert haon. Dau werst en Einsiehu haon — o liew Moddergöttische, rechen et mir net an!“

Draußen kracht der Donner; Kanonenschüsse feuert er durchs Thal, von einem Ende zum andern.

„Gegrüßet seist Du, Maria — hilf, heiliger Donatus!“

„Meerster, ich dich grüße,

Gottes Mutter hüßel!“

Der Tag ist schwarz wie die Nacht, in den Winkeln der Kirche hoch grauliche Dämmerung — jetzt beb't der alte Bau — jetzt loht ein feuriger Blitz durch die Dunkelheit, noch feuriger durch das bunte Glas i s Fensters, drauf das Bildnis des heiligen Donatus steht, mitten zwischen Blitzen. Ein gellendes Aufkreischen drinnen antwortet der dröhnenden Stimme draußen, immer lauter wird das Murmeln, immer rascher bewegen sich die Lippen.

„Heiliger Donatus, — ech grüßen dech — gelowt seist du!“

„Maria, Moddergotts, bitt for ons!“

„O Maria, ech grüßen dech dreimunddreißigtausendmal!“

Die Stirnen neigen sich bis auf die Fliesen; Gelöbniße, Versprechungen werden den Wunderthätigen gemacht.

Sie brandten nicht allzu lange mehr zu beten; so rasch wie es gekommen, so rasch lief das Unwetter nach, es zog über die Berge in einem Hui. Vor der Kirchthür gadereten schon wieder die Hühner und scharrten nach Würmern. Spaten schürften vergnügt und lispelten das wasse Gefieder. Die Jauche floß, durch den Regen von den Misthaufen weggepült, quer über die Gasse, aber am blauen Himmel stand schon wieder die Sonne und lachte.

Sie knieten und bekrenzten sich noch einmal an der Kirchthür und tunkten den Finger ins steinerne Weihwasserbecken.

„Dummkniuppchen, waor dat en Wäder,“ sagte die eine, und die andere: „Deiwel aoch, dat kommt en bees Düberlegenhaat gann!“

Sie waren alle guter Dinge, lachten und schwätzten. Die Feindinnen sprachen wieder miteinander; mit Geschäfer machte man sich selbänder auf, aus dem Wald das abgeschlagene Dürholz zu holen.

Bäbbi blieb allein zurück. Ihr Murmeln hallte wieder im einsamen Raum; sie hatte nicht beten können zwischen den andern — jetzt betete sie. Sie wußte selbst nicht, was sie sprach, Worte waren es kaum, nur ein Gestammel, ein schmerzvolles Lallen.

Flehend richtete sie den trüben Blick auf das Marienbild; das lächelte.

Sie nickte traurig — ja, die war rein und heilig, darum lächelte sie auch so stumm; die verstand so viel Sündhaftigkeit nicht. „Erbarm Dech!“

Mit einem Stöhnen schlug Bäbbi die Stirn auf den kalten Stein — sie hatte die Hand erhoben gegen die, die den Lorenz geboren hatte, sie hatte seine Mutter geschlagen! Was würde der Lorenz sagen?!

Wenn sie das Schredliche, was ihr Gewissen bedrückte, doch nur einem Menschenohr anvertrauen könnte! Wenn ein reinerer Mund für sie bei der da oben den Zinsprecher machte, dann würde auch der Lorenz ihr verzeihen!

Eine furchtbare Angst erfaßte sie — wenn er sich von ihr wendete, wenn er nicht wiederkehrte!

Halb irr vor Furcht wand und krümmte sie sich und rang die Hände: „Maria, Moddergotts, verzeih mer — Lorenz, komm widder! Ech will dein Modder uf Händen tragen, se soll mech schlaon, half dud schlaon, ech muzen net! Komm widder, komm widder!“

Lange noch lag Bäbbi vor dem Altar; süßlächelnd blickte das Marienbild nieder, kein Zug in dem Wachsgeßicht veränderte sich. Ein grenzenloses Gefühl der Verlassenheit überkam die Einsame — da war niemand, der ihr helfen konnte! Zerklagen an allen Gliedern schließlich sie sich endlich fort.

Als sie bald darauf, die Gotte auf dem Rücken, den andern Weibern nach zum Stuwwald hinaufwanderte, schloß sich ihr Peter Niffert an. Er wollte der Zeih entgegengehen. Seinen zerknirschten Werktagsanzug hatte er mit dem Sonntagsstaat vertauscht; viel war an dem auch nicht dran, aber die Hosen, die ihm sonst schlotterten, hatte er stramm heraufgezogen, die Mütze mit dem blanken Wachstuchschild sah ihm verwogen auf den dunklen Stringelhaaren.

Er pffif und sang, aber sein Singen war mistönend wie das Gefächze des Säbers, der aufgeschreckt in den Baumwipfeln flatterte und argwöhnisch von dort niederäugte. Die Zeih mochte sich heut schön „veramesiert“ haben! Pittchen hatte sich eine Haselgerte abgeschnitten, mit der hieb er rechts und links, daß die Blätter der Büsche flogen.

„Duht dat net!“ Bäbbi sah ihn aus ihren traurigen Augen beweglich an. „De arm Dinger! Am Busch sein se e su lostig grün, Ihr haut se af, du liegen se kapot uf der Straß on gann zertret!“

„Waorom net gaor“ sagte er leichtsin, aber er hieb doch nicht mehr.

Schweigend gingen sie beide weiter, jedes in seine Gedanken versunken. Plötzlich schluchzte Bäbbi auf, schwer ließ sie sich auf einen Stein am Wege fallen. „Glaunt Ihr, dat dan Lorenz widder kömmt?“ stieß sie hervor; ihr Blick bohrte sich mit angstvoller Frage in Pittchens Gesicht.

Er fühlte ihre Angst heraus und lachte gutmütig: „No, waorom dann net?! Waor soll han dan annerschter giehn?“

„Maant Ihr? Maant Ihr werklisch?“ Sie preßte seine Hand — o wie gut that ihr seine Zuversicht! Schluchzend hielt sie ihn am Aermel fest und lehnte die Stirn an seinen Rock.

„Meiger, Bäbb, seid doch net gädig!“ Ob schön oder häßlich, er konnte kein Frauenzimmer weiron sehen; er war ganz gerührt von ihren Thränen, er quetschte sich neben sie auf den Stein und streichelte ihre Hand. „Bäbb, Bäbbche, freisch doch net e su!“

„Wann hän mech net mieh liew haot, duhn ech mer en Laad an,“ murmelte sie mit finsterner Entschlossenheit.

Das traf Pittchen wie ein Schlag — wenn ihn die Zeih nicht mehr lieb hätte, was würde er dann thun — —?

Er sprang so hastig auf, daß Bäbbi ihn erschrocken ansah.

„Eweil giehn ech — adjes!“

Das war nicht sein gewöhnlicher fauler Säblendergang, bei dem er die Füße kaum hob und nur langsam weiter schlortte; er rannte.

Tannen rechts, Tannen links. Schwarze Niesenvände, die einen schmalen Streifen Himmel einrahmen. Keine Hütte, kein Stückchen bebautes Land mehr. Kein Mensch, keine grazende Kuh, keine medernde Ziege, auch kein Bild, kein Vogel.

Ohne eine Nadel zu regen, in majestätischer Größe stehen die Tannen, wie aus der Urwelt stammend mit ihren Niesenhärten von abgestorbenem grauem Moos, ihren überhandlangen braunen schuppigen Zapfen, ihrem dunkelstüßigen Harz, das in zähem Rinnfal aus der zerklüfteten Borke sidert.

Tiefstes Schweigen. Ein Schweigen, in dem auch der leicht-herzige Wanderer stumm wird; eine gebieterische Hand streckt sich aus dem Dunkel der Nester und legt sich auf seinen Mund: „Still!“

Hinter den finstren Stämmen tauchen Gedanken auf, dämmende ahnungsange Gedanken; tüßlich brechen sie hervor wie Räuber aus dem Hinterhalt und überfallen den Harmlosen. Man erschrickt vor dem eigenen Zutritt, man hält den Atem an und steht und lauscht, und dann packt einen die Angst im Genick, wie ein schwarzes Tuch fällt es einem über den Kopf — weg ist der Frohsinn. Ein grüblerischer Ernst hält den Menschen umklammert und läßt ihn nicht los in dieser Einsamkeit.

Weltabgeschieden ist der gewaltige Wald — wer hier

Hilfe schreit, wird nicht gehört; was man hier treibt, wird nicht gesehen; wer etwas verbergen will vor anderer Augen, kann's hier dreist, ein Schuttdach wölbt sich über ihn und um ihn.

„Pittchen piff und sang nicht, er rannte auch nicht mehr; argwöhnisch bohrte sich sein Blick rechts und links in die Lannen — ob die Zeih allein daher kam — wenn sie nun hier ginge, begleitet von einem andern — — —?“

Der verfluchte Wald! Hätte der Weg über freies Feld geführt, würde er sich gar keine Gedanken machen, aber so — — —

Grüblerisch hing er den Kopf auf die Brust — — — da ging die Zeih von Wanderscheid fort, auf der Chaussee begegnete ihr einer, es schlich ihr wohl gar einer nach von Wanderscheid, — nun kam der große Wald, nun gingen die zwei miteinander hinein, immer tiefer ins heimliche Versteck. Kein Mensch sah sie, nicht einmal die Sonne lugte verstoßen; es dämmerte bereits, Abendwolken verschleierten das Himmelsauge. Dem Manne wurde warm an der Seite der schönen Zeih, er redete verliebtes Zeug, und sie lachte dazu — Peter hörte ihr halbblaues Gelächter, so sicherte sie auch, wenn er zärtlich wurde — sie wiegte sich in den Hüften, der Dreiste sagte sie um die Taille, sie wehrte sich nicht, sie lachte nur —

„Kohdonner noch eh's!“ Peter fluchte ingrimmig in sich hin. Jetzt fuhr er zusammen, deutlich erklang das Lachen, das verfluchte Lachen! Er stand wie der Teufel vorm Fuchsbau, zitternd, lauernd, aufgeregelt. (Fortsetzung folgt.)

Lord Quex.

(Leffing-Theater.)

Lord Quex ist ein Lebemann in den reiferen Jahren, der seine Grundzüge ändern und sich mit einer jungen Dame seiner Kreise verheiraten will. Seine früheren „Beziehungen“ sind alle in glücklicher Weise gelöst, bis auf ein Verhältnis zu einer jungen Herzogin, die bei ihm gesucht und gefunden hatte, was ihr 70-jähriger Gemahl ihr mit dem besten Willen nicht geben konnte. Aber auch diese Sache würde schließlich in Ordnung kommen, da die Herzogin eine kluge Dame ist, die von ihrem Liebhaber nichts Unmögliches verlangt. Das Spiel würde glatt ausgehen, wenn es nicht einer andern kleinen Dame einfiel, umgeben ein wenig mitzuspielen. Das Fräulein heißt Sophie Fullgarney und ist Inhaber eines Salons, in dem die Londoner Gesellschaft sich die Nägel schneiden und polieren läßt. Da tabellose Fingernägel für diese „Gesellschaft“ eine Sache von hoher Bedeutung sind, ist auch Miß Fullgarney so etwas wie ein Faktor, mit dem man rechnen muß. Die kleine Miß nun hat eine Abneigung gegen Lord Quex. Die junge Dame nämlich, mit der er sich verheiraten will, ist ihre Milchschwester und — unter Wahrung der Distanz natürlich — auch ihre Freundin. Daß diese Freundin nun einem rücksichtslosen Lebemann ausgeliefert werden soll, kann und will sie nicht zugeben. Um es zu verhindern, will sie der jungen Braut den Beweis liefern, daß ihr würdiger Verlobter sich nicht geändert habe, sondern immer noch der alte Schürzenjäger ist. Eine Einladung nach dem Gut, auf dem sich ihre Freundin aufhält, begünstigt den Plan. Zunächst geht sie selbst ins Feuer und läßt alle Künste der Koletterie spielen, um den edlen Lord zu einer unüberlegten Handlung hinzureißen. Einmal aber traut er ihr nicht und zum andern liebt er seine Braut wirklich, so daß er gegen die Künste anderer Weiber gefeit ist, wenigstens zunächst. Wenn nicht die Herzogin dazwischen läme, wäre die kleine Intrigantinn aus Liebe also verloren. Die Herzogin aber bringt durch ihre romantischen Schrülen die nötige Verwicklung zu stande, was übrigens nicht nur für Miß Fullgarney, sondern auch für den Autor ein Glück ist. Die Herzogin also ist eine sehr gefühlreiche Dame, die ihren Ehebruch mit einem Heiligenschein von Romantik umgeben hat. Nun, da es aus ist, will sie zwar entsagen, aber sie will wissen, daß sie entsagt. Sie will noch einmal mit ihrem Liebhaber zusammen sein, wie sie an jenem ersten Abend zusammen waren, als ihr Verkehr begann. Es soll sozusagen eine Schlussscene in bengalischer Beleuchtung geben, bevor sie die Bühne ihrer Liebe verläßt, um sich in der Garderobe zu einer ehrbaren Frau umzuschwinlen. Lord Quex ist von dieser Romantik nicht sehr erhaubt, aber er läßt sich schließlich und stellt sich in mittlernächtlicher Stunde im Gemach der kenschen Herzogin ein. Durch eine Intrigue, die wir uns hier schenken können, hat die kleine Miß Fullgarney es fertig gebracht, die Herzogin als Stellvertretende Kammerjungfer zu bedienen. Natürlich horcht sie und wird Zeugin der nächtlichen Zusammenkunft, deren Harmlosigkeit — es handelt sich ja um einen platonischen Abschiedsbesuch — sie nicht ahnen kann. Schließlich entdeckt der Lord die unbequeme Zeugin und die Herzogin flieht entsetzt in ein anderes Zimmer. Der Lord und Miß Fullgarney bleiben allein. Die Verwicklung erreicht ihren Höhepunkt und die Katastrophe erscheint unvermeidlich. Ich sage: scheint; denn in Wirklichkeit glaubte im Publikum kein Mensch an die Katastrophe. Poeten wie Herr P i n e r o machen eine Sache nur verwickelt, um nachher unter allerlei Wigen und Wischen zu zeigen, daß sie gar nicht verwickelt war. Sie stehen in dieser Beziehung mit Taschenspielern auf einer Stufe, die auf dem Jahrmarkt vor den erstarrten Bauern Wunder-

dinge produzieren, um nachher zu zeigen, daß Fingerfertigkeit und kleine Gauklerkünste keine Hexerei sind. Lord Quex begegnet der List der Forscherin mit einer noch feineren List. Er räsonniert: „Berehrtes Fräulein! Ich bin verloren, daran ist nun einmal nichts zu ändern. Aber Sie sind es auch! Beden Sie nur ruhig das Haus. Ich werde sagen, daß ich mit Ihnen hier ein Rendezvous verabredet habe, da wir wußten, daß die Herzogin diese Nacht in einem andern Zimmer sein würde. Die Herzogin wird meine Aussage bestätigen und Ihr guter Ruf ist rettungslos zum Teufel. Ihr Bräutigam ist, wie Sie wissen, ein sehr eifersüchtiger Herr und wird aus dem Vorfall ohne Zweifel seine Folgerungen ziehen! Also bitte: Beden Sie nur das Haus!“

Miß Fullgarney ist konsterniert. Sie sieht keinen Ausweg und ist schließlich bereit, über das Borgefallene zu schweigen. Dann aber fällt ihr plötzlich ein, daß sie die ganze Kampagne ja nur zu Gunsten ihrer Freundin unternommen hat. Mit dem Edelmut, der in Theaterstücken nicht selten ist, nimmt sie ihr Schicksal auf sich und erklärt: „Wohlan! Alles für meine Freundin! Auch die eigene Schande!“ Nunmehr überkommt auch den Lord der Edelmut. Ein so anständiges Weib kann er nicht unglücklich machen und er öffnet die Thür, um sie hinaus zu lassen. Selbstverständlich kann sich wiederum die Miß so etwas nicht bieten lassen, ohne gerührt zu werden. Sie erkennt, was wir von Anfang an wußten, daß der Lord sich wirklich gebessert hat, und die beiden Liebenden kriegen sich, was auch nie einem vernünftigen Menschen zweifelhaft war. Und damit wären wir zu Ende.

Wir sind ausführlich gewesen und mußten es sein, um einmal zu zeigen, daß ein Theaterstück dieses Genres im letzten Grunde ein leeres Nichts ist. Der Verfasser — Herr Pinero — hat in seiner englischen Heimat Erfolg gehabt, was uns nicht weiter Wunder nimmt. Bei uns haben ja die Schwänke Blumenthals Erfolg und diese Erzeugnisse eines doch immerhin menschlichen Geistes sind noch viel schlechter, als der etwas langweilige „Lord Quex“. Wir haben nur wenige Theaterhandwerker, die Herrn Pinero überlegen sind, aber wir haben freilich einige, wie beispielsweise Sandermann und Schnigler. Dagegen ist es allerdings verwunderlich, daß Herr Pinero in seiner Heimat nicht nur als Dichter gilt, sondern als solcher sogar gefeiert wird. Das ist nur möglich, wenn in einem Lande die ästhetische Kultur vollständig untergegangen ist. Pinero ist natürlich kein Dichter und ist schließlich auch nur ein recht mittelmäßiger Theaterhandwerker. Die besten Theaterhandwerker haben — wie beispielsweise Sardou in der „Chyrienne“ — einen feinen psychologischen Grundgedanken, den sie in einer witzigen Fabel vorzutragen wissen. Wenn man das Theater verläßt, hat man sich amüsiert und nimmt auch noch eine Kleinigkeit mit nach Hause, den erwähnten psychologischen Gedanken nämlich. Dann kommen die Handwerker, die zwar nichts zu sagen haben, die aber über allerlei Dinge, die mit der Handlung nichts zu thun haben, allerlei geistreiche Anmerkungen zu machen wissen und die zudem Menschen und Situationen so übermütig durcheinandervirbeln, daß man sich schließlich amüsiert, wenn auch vom Amüsement am letzten Ende nichts als ein schmerzender Kopf zurückbleibt. Schließlich folgt die letzte und traurigste Sorte, die Leute nämlich, die weder einen Gedanken noch Geist haben, die aber dafür jede Situation zerreißen und jedes ästhetische Gesetz durchbrechen, nur um einen Kaskader oder einen Jux oder einen Requisiteuscherz an den Mann zu bringen. Die beiden ersten und besseren Sorten gehören am häufigsten in Frankreich; mit der letzten sind wir in Deutschland überreich gesegnet.

Herr Pinero repräsentiert eine Haltung, die vielleicht nicht ganz ohne nationale Eigenart ist. Er hat in der Charakteristik und in andern Dingen etwas von der Ehrlichkeit seiner Kollegen ersten Ranges; aber leider hat er gar keine Gedanken und wenig, sehr wenig Witz. Seine Kollegen zweiten Ranges sind leichtsinniger, aber dafür auch amüsanter als er. Er wandelt einen verhängnisvollen Mittelweg. Sein Lord Quex ist ein korrekter Gentleman, der nicht durch Taktlosigkeiten anstößt; aber er ist langweilig, langweilig, langweilig! — **Erich Schlaikjer.**

Kleines Feuilleton.

Ik. Unter dem Eise und auf dem Schnee. Zwischen den Gewässern und der Luftschicht, die sonst sich unmittelbar berühren, liegt jetzt eine trennende Wand, die Eisdede. Sie scheidet nicht nur das Wasser von der Luft, sondern auch die Lebewelt unter dem Wasserspiegel von einer ihrer wichtigsten Sauerstoffquellen. Die Wasserpflanzen, die in der Vegetationsperiode ständig das Wasser mit dem von ihnen ausgehenden Sauerstoff bereichern, haben ihre Tätigkeit eingestellt. So lange im Winter nun die Gewässer noch offen sind, nimmt das Wasser selbständig Sauerstoff aus der Luft auf, so daß die Fische zunächst keine Not leiden. Unter der Eisdede aber nimmt der Sauerstoff des Wassers beträchtlich ab; kein Wunder daher, daß die Fische in strengen Wintern sich in Scharen sammendrängen, wenn Löcher in das Eis gehauen werden, um hier nach Luft zu schnappen. Sie lassen in ihrem Luft-hunger die Vorsicht außer acht, die sie sonst auszeichnet, und diejen Umstand machen die Fische sich im Winter zu Nutze. In größeren Seen, die durch einfließende Bäche und Gräben ständig frisches sauerstoffhaltiges Wasser zugeführt erhalten, wird der Fischbestand auch im strengen Winter nicht gefährdet. In seichten Teichen hat

aber z. B. der Winter 1890/91 den Fischbestand vielfach teils vernichtet, teils stark herabgesetzt; in Folge der abgeklärten Zufuhr von Sauerstoff ersticken die Fische. Die Schädigungen würden noch viel größer gewesen sein, wenn die Lebensfähigkeit der Fische im Winter nicht ohnedies sehr stark herabgesetzt wäre, so daß sie dann bedeutend weniger Sauerstoff verbrauchen als im Sommer. Winter Schlaf hat man aber bei unseren Fischen nicht feststellen können. Die Frösche dagegen, Lungenatmende Tiere, die im Winter außerhalb der Gewässer verhungern oder erfrieren und unter der Eisdecke ersticken würden, entziehen sich der Gefahr, indem sie sich beim Eintritt des Winters in den Schlamm vergraben und in völlige Lethargie verfallen, aus der sie erst die Frühlingssonne erweckt und zur Quälfröhen begeistert. In diesem Zustande der Starrheit verbrauchen die Frösche jedenfalls keinen Sauerstoff; sie gehen aber zu Grunde, wenn der Schlammboden einfriert und der Frost sie erreicht. Man kann einen Frosch einfrieren lassen und ihn wieder lebendig sehen werden, wenn man ihn vom Eise befreit, ehe sein Körper starrgefroren war; ist dies aber einmal geschehen, so kann er nicht wieder zum Leben erweckt werden. In dem schon erwähnten strengen Winter 1890/91 drang der Frost so tief, daß er in vielen Teichen auch die Schlammdecke mit den „winter schlafenden“ Fröschen erreichte und sie in Massen tötete. Das kann natürlich nur in seichten Gewässern vorkommen, denn die stärkste Eisschicht, die in jenem Winter bei uns beobachtet wurde, war 80 Centimeter dick, so daß eine Wassertiefe von einem Meter schon einen genügenden Schutz gegen das Ausfrieren bildet. Den Hauptschutz bildet bekanntlich das Wasser selbst in seiner merkwürdigen physikalischen Eigenschaft, bei +4 Grad Celsius die größte Dichtigkeit zu besitzen. Das wärmere Wasser hält sich infolgedessen als das schwerere auf dem Grunde und wenn die kältere obere Schicht gefriert, so bildet die Eisdecke als schlechter Wärmeleiter ein weiteres gutes Schutzmittel.

Je weiter wir übrigens in der Stufenleiter der Lebewesen abwärts steigen, desto zahlreicher finden wir Arten, die den Frost mit Leichtigkeit überstehen. Den Gipfel erreicht hierin die blutrote Schneeaalge, nicht nur weil sie ausschließlich auf Schnee vorkommt, sondern weil sie mit diesem auch die Gipfel der Alpen erreicht. Zum erstenmal beobachtete Saussure vor 140 Jahren rotgefärbten Schnee in den savoyischen Alpen und beschrieb die Erscheinung als roten Schnee. Bald wurde der Rotschnee dann auch in den schweizer und östreichischen Alpen und anderen Hochgebirgen, am großartigsten aber in der Waffinsbai im aktiven Nordamerika von John Ross entdeckt. Der überraschende Anblick der lebhaft roten vereisten Klippen veranlaßte den Entdecker, sie Crimson-Cliffs (Carmoisin-Klippen) zu nennen. Die rote Färbung erstreckt sich nur bis etwa Handtiefe und die färbende Substanz erweist sich unter dem Mikroskop als eine Ansammlung winziger kugelförmiger Zellen, deren Protoplasma — wie bei allen echten Pflanzen — von grünen Chlorophyllkörnern durchsetzt wird, nur daß die grüne Farbe hier durch einen eigenartigen roten Farbstoff völlig verdeckt wird. Man bemerkt das grüne Chlorophyll erst, wenn man den roten Farbstoff durch ein geeignetes Lösungsmittel aus der Alge auszieht.

Das eigentliche Leben der Blutalge beginnt erst im Hochsommer, wenn der Schnee an seiner Oberfläche Schmelzwasser bildet. Dann kommt Leben in die Kugeln, sie wachsen und teilen sich in vier bis acht Tochterzellen, die aber zunächst nicht kugelig, sondern eiförmig werden und an einem Ende zwei lange Wimperfäden besitzen, mit denen sie sich im Schmelzwasser lebhaft herumtummeln, um auf diese Weise jedenfalls Ortsveränderungen auszuführen und die Art weiter zu verbreiten. Endlich kommen die Schwimmer zur Ruhe, verlieren die Wimpern und wandeln sich zu Kugeln, bis das Spiel von neuem beginnt. Es ist klar, daß selbst so winzige Lebewesen nicht von Wasser allein leben können. Nun behält aber der Schnee seine jungfräuliche Reinheit nicht lange. So schnell wie in der Großstadt verliert er in den von der Blutalge bewohnten Regionen allerdings bei weitem nicht seine leuchtende Weiße, aber Veränderungen erleidet er auch dort. Aus der Luft zieht er ein gewisses Gas an; er absorbiert Kohlendioxyd. Ferner schlägt sich auf dem Schnee allerlei von den Winden herbeigeführter Staub nieder. Zum Teil soll er aus dem Weltraum stammen, sogenannter kosmischer Staub, zum Teil besteht er aus irdischem Staub, den Wirbelwinde in die Höhe führen. So ist z. B. beobachtet worden, daß der Blütenstaub der Nadelholzbäume auf die Schneefelder geweht wird und daß die Blutalge sich von ihnen nährt. Gewiß eine bescheidene Existenz! Sicher liegt es nur an der Nahrungsarmut des Schnees und der Gletscher, daß außer der Blutalge und wenigen anderen Lebewesen, z. B. Gletscherflöhe, kein Leben auf ihm gedeiht; die Kälte des Schnees würde an sich wenig Hindernis bilden. Selbst höhere Gewächse machen sich oft wenig daraus. Nachdem um Berlin die Schneedecke hier und da weggelassen ist, kann man beispielsweise das Schneefarnchen in den Anlagen beim Bahnhof Wannsee in Menge blühend finden und der Schreiber dieser Zeilen hat die Pflanze mit unverletzten Blüten auch unter der Schneedecke hervorgegraben.

— **Etwas vom Eisenbahnräuber.** Der „Köln. Volkszeitung“ wird geschrieben: Bekanntlich hat die Jugend ein großes Interesse an Dampfzügen und allem, was damit zusammenhängt, besonders auch dem Reizen mit der Eisenbahn selbst; ganz natürlich. Bei letzterem richtet sich, wie jeder denkwürdige Mensch sich erinnern wird, die Aufmerksamkeit nicht nur auf die vorüberfliegende

Landschaft, sondern sehr stark auch auf die Einrichtungen der Bahn selbst, auf die Wageneinrichtung und auf die Geschwindigkeit des Zuges. Man möchte natürlich gern wissen, wie schnell man fährt. Wenn man nun weiß, wie weit die Telegraphenstangen auseinanderstehen, mißt man nach der Uhr die Zeit, welche zwischen dem Vorüberfliegen von je zwei solcher Stangen verfließt. Man hat auch noch einen kleineren Maßstab, das sind die Schienenstöße. Fährt man von einer Station ab, so folgen diese immer schneller aufeinander und man hat einen Maßstab für die zunehmende Schnelligkeit. Von diesen Stößen gehen bei den ältesten Schienen etwa elf, bei den eingeführten längeren etwa acht und bei den Goliathschienen sechs auf den Zwischenraum zwischen je zwei Telegraphenstangen. Ueber diese jedem aufmerksam reisenden Knaben bekannte Sache verbreitet sich nun die „Wiener Abendpost“ und sagt u. a.: Es werden drei Vär-, entzogen von Schienen angewendet, solche mit 6, 9 und 12 Meter. Eine Anfrage bei dem Schaffner genügt, um zu erfahren, welcher Typ bei der betreffenden Strecke verwendet wurde.“ Das möchte ich nicht sagen, denn mancher Schaffner weiß das nicht einmal. Ich habe schon vorhin angegeben, wie man den Typus der Schiene mit Hilfe der Telegraphenstangen selber feststellt; der erfahrene Reisende kann sich aber auch lediglich auf sein Gefühl verlassen, wenn er nur eben einmal zum Fenster hinausblinzt und die Geschwindigkeit, mit der die Landschaft vorüberfließt, mit der Häufigkeit der Schienenstöße vergleicht. —

Theater.

Neue Freie Volkshöhne: Freund Freig, Lustspiel in 3 Aufzügen von Erdmann-Chatrion. — Das Landvolk, das wir in dem Stück sehen, besprende uns etwas. Es ist so verdammt sauber, innen und außen. Die roten Westen scheinen direkt vom Händler zu kommen und die weißen Hemdsärmeln sind so rein, als wenn ihre Besitzer ewig nur auf dem Theater spazieren gingen. Und den Kleidern entsprechen die Menschen. Es sind sozulagen frischgewaschene, schlichte und gute Menschen. Die Welt ist ein Idyll im Dorf. Die Arbeiter lieben den gnädigen Herrn und ziehen unter fröhlichem Gesang aufs Feld hinaus. Die Bauern sind einfach, bieder und treu und die jungen Schönen sind leusch und sitzbar. Man wird an den alten Voss erinnert, an seine Luise, an den siebzehnjährigen Geburtstag und anderes. Es ist das Landvolk, mit den naiven Augen eines harmlos-guten Menschen betrachtet. Es ist das unschuldsvolle Land im Gegensatz zur sündenbesetzten Kultur der Stadt. Bereits in der Frühe wird man durch den Gesang der Vögel erfrischt. Dann nimmt man unter der breitflügeligen Linde an einem schmutz gedeckten Tisch Platz und frühstückt Landbrot, würzige Butter und Eier, die frisch aus dem Hühnerstall geholt sind. Am Tage schlendert man durch Wald und Flur, angelt vielleicht ein Stündchen, leßt vielleicht auch ein wenig und freut sich vor allem über die ländlichen Menschen, die in einfacher Zufriedenheit und Treue ihrem Tagewerk nachgehen. Mit den Hühnern geht man dann zu Bett und steht am neuen Morgen mit der Sonne wieder auf.

In der neueren Zeit sind bekanntlich Dichter auf dem Lande gewesen, die dort mehr gefunden haben als ein Sonntagsidyll mit Glodengeläute und festlichen Krachten. Die Reusigkeit der ländlichen Schönen hat einen herben Stoß erlitten, seitdem pietätlose Menschen die Welt auf ihre unehelichen Kinder aufmerksam gemacht haben. Auch die Bauern haben viel von ihrer früheren Biederkeit eingebüßt. Man weiß, daß sie beim Pferdehandel betrügen wie ein Grieche und daß sie in ihrer Besessung zu grausamen Bestien werden können. Von Ausbeutung und Rot, von Schmutz und Laster, von Elend und Degeneration wissen die modernen Dichter zu erzählen, die ihre Stoffe vom Lande holten.

Erdmann-Chatrion gehören nicht zu diesen Dichtern. Ihre Betrachtungsweise ist noch ganz die alte naiv-optimistische und ihre Dichtung ist ein naiv-optimistisches Volksstück. Die Fabel ist so einfach, wie nur irgend möglich. „Freund Freig“ ist ein reicher Junggeselle, der sich's auf seinem Gut wohl sein läßt und die Ehe meidet wie die Pest. Er vergnügt sich egoistisch mit Essen und Trinken und überläßt die Sorge für die Fortpflanzung des Menschengeschlechts denen, die nicht alle werden. Ein alter Rabbiner aber kriegt ihn herum. Dieser Rabbiner ist im Stück die eigentliche dichterische Leistung, eine wahre Prachtgestalt. Jüdische Verschlagenheit, Humor und Güte sind in durchaus glaubwürdiger Weise mit einander vermischt. David Sichel — so heißt der Rabbiner — bringt den Junggesellen in die Nähe eines eben aufgeblichen holden Kindes, wo der hartnäckige Epist dem auch alsbald Feuer fängt. Dieses hübsche junge Kind ist die zweite wertvolle Gestalt der Dichtung. Es ist den Dichtern in der That gelungen, sie mit einem Schimmer von poetischem Liebreiz zu umgeben. Ueberhaupt lebt in dem ganzen Stück eine naive Poesie, die die Herzen ergreift und die Dichtung trägt.

Die Vorstellung im Thalia-Theater (Regie Friedrich Molt) war gut. Vor allem sind Kober als Rabbiner und Fräulein von Pazatka als Susel zu nennen. Besonders die junge Dame hat uns viel Freude gemacht. Wir erinnern uns nicht, sie früher gesehen zu haben; aber wir wünschen, daß dieses erste Zusammentreffen nicht das letzte gewesen sein möchte. — E. S.

Schauspielhaus: „Das Värenfell.“ Schwan von Nadelburg. — Es handelt sich um lachende Erben, die das Fell des Vären unter sich teilen, ehe der Vär (das ist der Erbonkel) zur Strecke gebracht ist. Sie richten sich in seiner Wohnung behaglich ein, rauchen seine Cigarren, trinken seinen Rogal und hoffen

stündlich auf die Nachricht, daß der alte Herr in Gyprien in ein besseres Leben hinübergegangen ist. Die Nachricht kommt aber nicht — nur der Onkel kommt und erfüllt die Erben mit Entsetzen. Natürlich ist er kerngesund und heiratet, um seine lieberliche Verwandtschaft zu strafen, eine Witwe, die er im Siden lernen gelernt hat. Das Ganze ist — selbst vom Standpunkte Nadelburgs aus — ungewöhnlich leicht und nichtig. Das Schauspielhaus blamiert sich mit solchen Stücken entsetzlich. Glücklicherweise wurde am Schluß kräftig gelacht, so daß der Schwanz bald verschwinden muß. Friede sei mit ihm! —

Musik.

K. Kapellmeister Schall über die Berliner Oper. Franz Schall, der Kapellmeister an der Berliner Oper, wurde von dem Korrespondenten des Pariser „New-York Herald“ über seine Verufung an die Wiener Hofoper, über die Wiener Blätter einander widersprechende Mitteilungen machten, interviewt und erklärte diesem, er sei vom Mai an als Dirigent und Unterdirektor an die Wiener Hofoper berufen worden. „Maßter schrieb mir“, sagte er, „daß ich zu ihm kommen sollte, wenn ich die Stellung wünschte. Weihnachten war ich nun in Wien und habe das Engagement angenommen. Im Februar werde ich das Orchester leiten und Mahler vier Wochen vertreten, während er in Petersburg die philharmonischen Konzerte dirigiert. „Fidello“ ist die erste Oper, deren Aufführung ich in Wien leiten werde, dann folgt der „Ring des Nibelungen“. Ich verlasse das Berliner Opernhaus wegen des dort herrschenden Systems. Der Dirigent wird in künstlerischen Fragen nicht gehört, weder bei der Erwerbung neuer Stücke, noch beim Engagement der Sänger oder Musiker, bei der Aufstellung des Repertoirs oder der Verteilung der Rollen. Er ist nur das erste Orchestermitglied. Seine Autorität leidet infolgedessen. Da er keinen Einfluß hat, respektieren die Sänger seine Wünsche nicht immer, und er kann eine Oper nicht so vollkommen dirigieren, als er es wünschte. In Wien ist er jedenfalls ein Berater in allen künstlerischen Dingen und er hat daher die Macht, seine Opern so gut, als es möglich ist, herauszubringen. Das Feld seines Einflusses ist nicht so beschränkt wie in Berlin, da in Wien das Publikum noch die Italienischen Opern gern hört; sie erscheinen oft auf dem Repertoire und werden ausgezeichnet gegeben. In Berlin ist dies nicht der Fall, das Publikum mag Verdi oder Meyerbeer nicht hören. Wenn der „Trovatore“ oder die „Hugenotten“ gegeben werden, ist das Theater leer. Die Berliner lieben mehr ernste Musik, während die Wiener mehr unverfälscht in ihrem Geschmack sind.“ —

Psychologisches.

o. Vererbung von Träumen. Der italienische Forscher A. Cianelli hat, wie die „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“ berichtet, über die Vererbung von Träumen interessante Untersuchungen angestellt. Bisher konnte man unter den zahlreichen Forschungen über erbliche Uebertragung psychischer Eigentümlichkeiten nur drei vereinzelte Beobachtungen, die von dem Einfluß der Vererbung auf das Traumleben handelte. Cianelli hat nun zum erstenmal ein reiches Material hierüber zusammengebracht. Meistens handelt es sich um Bewegungserscheinungen, von denen die Betroffenen nach dem Erwachen nichts mehr wissen. Es treten aber auch so lebhafte Visionen auf, daß sie nach dem Erwachen noch eine Weile fortbestehen. In einem Fall hatte ein 6jähriger Knabe während und nach einem Typhus die Vision einer großen schwarzen Figur, die auf das Fußende des Bettes schritt und ihn mit glühenden Augen anblickte. Genau dieselbe Erscheinung hatte sein Vater im Traum gehabt. Bei ihm war ein plötzlicher Schreck die Veranlassung dieser abnormen Traumerscheinung gewesen, die sich auf seinen Sohn übertrug. In einem anderen Fall erzählt ein 27jähriger Beamter, daß er als Kind häufig von einem schwarzen Vater mit feurigen Augen geträumt habe, wie sein Vater, der im 48. Jahre an Apoplexie gestorben ist. Ein anderer abnormer Traum war durch einen Sturz auf den Kopf hervorgerufen und vererbte sich nun ebenfalls auf den Sohn des Betroffenen. Bisweilen sind auch Fieberzustände, Erschöpfung u. dgl. die Veranlassung, durch die der Traum die Fähigkeit gewinnt, sich fortzupflanzen. Als Erklärung kam vorläufig nur angenommen werden, was von der Erblichkeit überhaupt gilt: Die organische Arbeit, durch die die verschiedenen psychischen Zustände sich dem Gehirn einprägen, bewirkt eine dauernde Modifikation des Gehirngewebes, die eine Uebertragung möglich macht. —

Aus dem Tierleben.

— Riesenhafte Regenwürmer. Die Regenwürmer gehören sicher zu den bekanntesten aller Tiere, und sie zählen auch wohl zu denen, welche wir erst mit der Lupe suchen müssen. Schon unsere europäischen Arten erreichen zum Teil eine ganz respectable Länge, sie treten aber alle zurück gegen einige Meilen, welche sich in fremden Ländern finden. Von diesen erzählt die Wochenchrift „Mutter Erde“: Von Australien und zwar von Gipsland ist schon länger ein Riesenvorm, der zu den Regenwürmern gehört, unter dem Namen *Megascolides australis* McCoy beschrieben; er erreicht die stattliche Länge von 1,20 Meter bei Fingerdicke. Noch übertroffen wird aber derselbe von einem Regenwurm, den Koller auf Madagaskar entdeckt hat und der den Namen *Kynokos Darwinii* führt; bei ebenfalls Fingerdicke besitzt er eine Länge von 1,50 Meter. Daß auch in Europa und zwar in Sardiniem, sich

Regenwürmer von stattlicher Größe finden, beweist ein Exemplar von 76 Centimeter Länge. Die große Bedeutung, welche die Regenwürmer für die Lockerung des Bodens besitzen, indem sie denselben in großen Massen in den Darm aufnehmen, um sie dann, wenn sie den Darm passiert hat, als die bekannten kleinen Häufchen über der Erdoberfläche aufzuwerfen, ist durch Darwin in der den Meister eigenen, klaren Weise dargelegt worden. Er wies darauf hin, daß die Regenwürmer den ganzen Boden gewissermaßen umarbeiten und durch diese natürliche Verarbeitung des Bodens sich wesentlich an der Humusbildung beteiligen, für viele Pflanzen den Wohnort vorbereiten und in ihrer stillen, wenig beachteten, oft sogar verkannten Thätigkeit ein Hauptfaktor der Bodenveränderung sind. Wie rühmlich schon unsere heimischen Würmer in dieser Thätigkeit sind, zeigen uns die vielen kleinen Erdhäufchen, welche dem lumbigen Beobachter die Anwesenheit der Würmer unter der Erde verraten. Die Thätigkeit der großen tropischen Arten ist natürlicherweise noch eine viel ausgiebigere. Nach den Angaben und Abbildungen von Koller sind die Exkremente des madagassischen Riesenvorms von ganz respectable Größe; ihr Gewicht in trockenem Zustand beträgt durchschnittlich 130—150 Gramm, einzelne hatten sogar ein Gewicht von 178 und 179 Gramm und an manchen Stellen fand Koller diese erdigen Exkremente haufenartig umherliegen. Die Erdbewegung muß daher eine ausgiebige sein und nach den angestellten Beobachtungen kam Koller zu dem Resultat, daß diese Tiere in 50 Jahren eine Erdschicht von 1 Meter Dike an die Oberfläche zu befördern vermögen. —

Meteorologisches.

— Eine prächtige Naturerscheinung wurde am Abend des letzten Freitag, wie von Fischern berichtet wird, auf dem Kurischen Haff beobachtet. Gegen 8 Uhr blühte es plötzlich an mehreren Stellen des fast reißblauen Nachthimmels auf, und in Ellipsenform prägte sich allmählich ein ockergelber, mattrot besandeter Streifen aus, von dessen innerem Rande sich feine, grün-gelbe Strahlenbündel nach zwei Punkten, die man sichtlich als Brennpunkte der fast gleichmäßigen Ellipse bezeichnen konnte, ergossen. Die Erscheinung währte ungefähr 12—15 Minuten und zeigte sich etwa in der Höhe von Sankten-Sarkant. Als die Farbenvirkung des Gebildes abnahm, erschien ein ziemlich scharf begrenzter, gleichfalls ellipsenförmiger Teil des östlichen Himmels wie erhellt, während der entsprechende Teil am westlichen Himmel sich fast ganz schwarz färbte. Alle Fischer erimmern sich, eine ähnliche Erscheinung in den 60er Jahren bei großer Kälte beobachtet zu haben. —

Humoristisches.

— Erakt ergogen Herr (in der elektrischen Bahn zu einem neben ihm sitzenden Mädchen): „Wie alt bist Du denn, Kleine?“
Das Mädchen: „Sieben Komma zwei fünf Jahre.“ —
— Aufmerksam. „Hören Sie, Herr Wirt, ich frage schon die dritte Fliege aus der Suppe!“
Dorf Wirt: „Wollen Sie net lieber a Sieb haben?“ —
— Proklamation. Direktor (einer Schmiere, zum neuen Personal): „Endlich bemerke ich ein für allemal, daß ich ein Feind aller Vor-, Zu-, Nach-, Schred- und Hegen-schüsse bin!“ —

Notizen.

— In der Passage „Unter den Linden“ werden wöchentlich zweimal „Sinfonie-Matinee“, und zwar jeden Sonntagmorgen von 12—2, sowie jeden Donnerstag von 4—6 Uhr nachmittag stattfinden. Derselben werden von dem Berliner Sinfonie-Orchester, Dirigent Kapellmeister Carl Zimmer, ausgeführt. Das erste dieser Konzerte findet am Sonntag, den 21. Januar, statt. Der Eintrittspreis ist auf 50 Pf. festgesetzt. —
— Von Karl Millöder sollen sich, nach dem „M. Journal“, in einem Berliner Verlage bei der Sichtung alter Musikalien zwei vollständige Partituren-Manuscripte von Operetten gefunden haben, die vor mehr als zwanzig Jahren geschrieben und niemals veröffentlicht sind. Sie sollen beide herausgegeben und aufgeführt werden. —
— Das Musikfest in Bremen und die gleichzeitig dort tagende Tonkünstler-Versammlung findet vom 24. bis 27. Mai statt. Kapellmeister Panzer wurde zum Festdirigenten gewählt. —
— Für Entwürfe eines Monumentalbrunnens in Oppeln wird vom Kultusminister ein Preisanschreiben erlassen. Es sind zehn Preise zu je 500 Mark ausgesetzt. —
— Otto Ernst Luschkiel „Jugend von heute“ fand im Münchener Residenz-Theater eine beifällige Aufnahme, nur der letzte Akt fiel ab. —
— Der Kammerjäger Fritz Pland, der am 21. Dezember während einer Probe auf der Bühne des Hoftheaters in Karlsruhe verunglückte, ist Sonntagmorgen am Herzschlage gestorben. Er war ein bedeutender Wagner-Sänger. —
— Eine neue Oper von Puccini „Tosca“, deren Libretto nach Sardous gleichnamigem Schauspiel bearbeitet ist, fand, wie dem „B. Z.“ mitteilt wird, bei der Erstaufführung im Costanza-Theater in Rom einen äußeren Erfolg. —